

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 22

Artikel: Der Pfeiferhof
Autor: Scheurer, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639314>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das in aller Kürze die Geschichte der Berner Hochschule unmittelbar vor, während und nach der Eröffnung. In der nächsten Nummer berichten wir über die Vorgeschichte und die Entwicklung.

(Die Klischees S. 345 und S. 346 stammen aus dem Buche „Sans Bloesch, 700 Jahre Bern“, Verlag Herbert Lang & Cie., Bern.)

Ganz vornehmer Besuch.

26. Mai bis 10. Juni: „Die Woche der Schallplatte“.

„Kommen Sie mich heute abend besuchen, bei mir singt die Kern.“ — „Wer singt?“ — „Die Kern! Und Brailowsky, Bölker und Prihoda habe ich auch eingeladen.“ — „Seit wann kennen Sie soviel berühmte Menschen?“ — Am Abend klang der Frühlingsstimmenwalzer, seine Triller schwebten durch das kleine Wohnzimmer, es sang die Kern, es sangen Bölker und Slezak, Brailowsky spielte Chopin, und zum Schluß rückte das ganze Philharmonische Orchester an, in das kleine Wohnzimmer, hoch oben im vierten Stock. Der berühmte Besuch nahm nicht viel Platz ein, er machte sich schmal und schlank, ganz dünn, grammophonplattendünn. Die Gastgeberin saß bequem in ihrem weichen Stuhl, rührte sich nicht von der Stelle, hatte schimmernde Augen und ruhige Hände und war glücklich. Was hätte sie für aufgeregte Baden gehabt, für zitternde Knie, welche Verbeugung hätte sie machen müssen, wenn die Menschen, die vom lieben Gott persönlich eine Auszeichnung bekommen hatten, zu ihr in den vierten Stock zu Besuch gekommen wären?

Wer weiß, ob es Frau Udele Kern hier nicht zu heiß oder zu kalt, zu rauchig oder zu zügig gefunden hätte, wer weiß, welche Kognaksorte Herr Bölker gerne trinkt, und wer weiß, ob man überhaupt den beinahe ebenso wegen seines Appetits wie wegen seiner Stimme berühmten Slezak satt bekommen hätte. Wenn sich die Gastgeberin vorstellt, daß für den Flügel gar kein Platz gewesen wäre, wenn sie daran denkt, wie der Fußboden ausgesehen hätte, wenn sich das ganze Philharmonische Orchester auf ihm breitgemacht hätte, ja wenn sie sich das böse Gesicht des Portiers ausmalt, der den vielen Leuten hätte die Türe öffnen müssen, — dann dehnt sie sich noch einmal so bequem in ihrem Sessel.

Was hätte sie nur Herrn Bölker zur Begrüßung gesagt? „Es ist mir eine Ehre“, oder „Ich bin beglückt“ — sicherlich hätte sie zu stottern begonnen. — Vielleicht hätte sie dann jemand gefragt, ob sie den Kontrapunkt der Bachschen Fuge Nummer so und so im Maßwerk des Kölner Domes wiedererkenne? ... Nicht auszudenken, was sie darauf geantwortet hätte.

Indes beginnt Herr Bölker, ohne sich zu räuspern und ohne sich lange bitten zu lassen, eine Arie zu singen; keine rohen Eier, kein laues Selterwasser mit der Temperatur von 15,37 Grad mußte sie vorbereiten. „Durch die Wälder, durch die Auen“ singt er wunderschön, sieht sie dabei nicht an, sie kann in ihrem Stuhl das Gesicht machen, das sie eben macht, muß nicht schwärmerische Augen haben, muß nicht mehr hingerissen sein, als sie eben hingerissen ist, sie muß keine Tränen mit dem Epizenterschentuch zerdrücken, sie muß nicht applaudieren und „Danke hoher Meister“ rufen. Bölker singt, und niemand fällt dann über ihn her, ihn um ein Autogramm zu bestürmen, ihn nach Lieblingsbeschäftigungen, Lieblings Speisen, Sommeraufenthalt, Winteraufenthalt, Frühlingsreifen, Herbstprogramm, nach Vergangenheit, Gegenwart, Schuhgröße und Zukunft zu fragen.

Und Prihoda spielt. Sieben Variationen einer Mozart-Arie, und er erläutert nicht, wie er zum Unterschied von Hubermann den dritten Takt um eine Dreiviertel-Sekunde länger anhält.

Wie es Mozart gemeint hätte, was er sich dabei denke, was seine Frau dazu gesagt habe, — und die Kritiker in New York, Hamburg, Basel, Bremen und Kößchenbroda.

Brailowsky spielt die As-Dur-Bolonaise von Chopin hinreißend und als Zugabe den Walzer Eis-Moll. Alle geben ihr Bestes, und die Gastgeberin bleibt in ihrem Sessel und ist selber Gast.

Niemand hat bemerkt, daß inzwischen das gewaltige Orchester Platz genommen hat, daß die Geigen gestimmt werden, die Celli und der Kontrabaß, daß Furtwängler kommt und den Taktstock hebt. Keine störenden Nachzügler, die geräuschvoll ihre Plätze suchen, mit Programmen rascheln und sich über den Schnupfen des Vordermannes hörbar aufregen. Klar und voll legen die ersten Takte der Egmont-Ouverture ein. So ein guter, bequemer Platz, wie ihn die Gastgeberin jetzt hat, wäre unbezahlbar. Was würde es kosten, wenn man die Philharmoniker für sich privat hierher bestellte? Das ganze Leben lang würde man daran abzahlen. Zum Schluß müßte man vielleicht den bequemen Sessel versehen ...

Die Gastgeberin ist wunschlos glücklich, ganz tief sinkt sie in ihre Kissen. Und ein freundlicher Gast steckt eine neue Nadel in das Grammophon ... G. H.

Der Pfeiferhof.

Von Rob. Scheurer, Agno.

Ein Bauernhof im untern Tessin. Carlo Pezzoli saß darauf als Eigentümer und Bewirtschafter. Eine fleißige, rüstige Ehehälfte und die größten seiner sechsköpfigen Kinderschar, sowie ein jüngerer Knecht halfen dem in den vierzigern stehenden Manne bei der Besorgung der Felder, Weinberge und des Viehes.

Jahrelang war alles gut gegangen. Da trat unversehends etwas ein, das die Behaglichkeit der Bewohner des Heimwesens zu stören begann: Der Weltkrieg brach aus. Manöverierende Deutschschweizer Truppen kamen in das bislang so abgeschiedene, stille Gelände. Eines Nachts kantonnierte ein Zug eines Infanteriebataillons im Bauernhof. In der Frühe des folgenden Morgens krachte irgendwo im Hause ein Schuß. Ein Korporal fehlte. Man fand denselben tot auf dem Estrich. Aus einem Brief in dessen Waffenrock ging hervor, daß unglückliche Liebe den Mann in den Tod getrieben.

Seit jener unseligen Begebenheit behauptete der Knecht fast alle Tage, der Geist des toten Unteroffiziers gehe auf dem Estrich um. Er höre jede Nacht etwas rumoren. Und manchmal höre es sich an, als ob jemand an einem Gewehrverschuß hantiere.

Den Meistersleuten, und besonders den Kindern, kam natürlich die Sache höchst unheimlich vor, aber da sie persönlich nichts von den Beobachtungen des oben schlafenden Knechtes merkten, ließen sie sich vorläufig nicht sonderlich aus der Ruhe bringen. Bis dann etwas eintrat, was selbst den größten Zweifler an übernatürlichen Dingen vom Gegenteil überzeugen mußte. Eines Nachts nämlich, als der Westwind ganz gewaltig ins Tälchen hereinwehte, tönte es auf dem Estrich droben genau wie der schrille Schall der Signalpfeifen, welche die Offiziere und Unteroffiziere am Halse hängen haben. Und der durch eigene Hand geendete Korporal hatte ja auch eine solche getragen.

Jedesmal, wenn der Trillerpfeifenton mit ohrenzerreißender Schärfe aus der Höhe des Hauses herunterschallte, befreuzigte sich groß und klein, denn es war nun allen klar geworden, daß es hier nicht mehr mit richtigen Dingen zugehen könne. Keines hätte sich mehr getraut, auf den Dachboden zu steigen und nachzusehen. Einzig der Knecht konnte sich entschließen, das auf dem Estrich zum Trocknen ausgelegte Brennholz herunter zu tragen.

Von da an ging Carlo Pezzolis Trachten nur noch dahin, seinen zum Gespensterneß gewordenen Hof zu ver-

laufen und etwas anderes zu übernehmen. Mochten sich andere, beherztere mit dem unheimlichen Treiben des toten Tedesco auf irgend eine Art abzufinden suchen. Nachdem auch die Beschwörung des extra herbestellten Talspfarrers und eine bedeutende Geldspende für die Mission nichts gefruchtet, entschloß sich der geplagte Bauersmann zur freiwilligen Versteigerung seiner ja doch nunmehr mit einem Fluche belasteten Liegenschaft. Aber siehe, trotzdem dieselbe als eine der bestgelegensten und rentabelsten des ganzen Distriktes bekannt war, erschien am Auktionstage kein Mensch. Auf unerklärliche Weise war die Gespenstergeschichte — wahrscheinlich noch arg aufgebauscht — überall hin verbreitet worden. Und kein Mensch begehrte eben mit dem Geiste eines Selbsttöters in persönliche Berührung zu kommen.

Mittlerweile pfiß der tote Korporal immer weiter. Und zwar nicht nur des Nachts, sondern auch bei Tage. Aber merkwürdigerweise stets nur bei windigem Wetter.

Auf alles hinauf kam auch noch die Maul- und Klauen-seuche in den Stall, und der Kreistierarzt entschied, der sämtliche Viehstand, sechs Rüge, müsse geschlachtet werden. Und um das Maß des Unglücks voll zu machen, stellte sich auch noch die Grippe ein, worauf man eines Tages — der Korporal pfiß wieder mal seine schauerlichen Triller, so daß die Träger vor Schreden fast den Sarg fallen ließen — die Hausmutter auf den Talsfriedhof hinaustragen mußte.

Noch einmal versuchte es daraufhin der unglückliche Witwer mit einer Steigerung, aber mit dem gleichen Mißerfolg wie das erstemal.

Eines winddurchbrausten Abends, als es unterm Dache droben wieder besonders grell trillerte, so daß der Bauer stöhnend den geplagten Kopf mit beiden Händen rieb, trat unversehends der Knecht vor seinen Padrone hin: „Wie wäre es, Meister, wenn Ihr das Höflein mir verkaufen würdet. Wenn's ja sonst doch niemand will? Ich biete Euch blanke fünftausend Franken dafür, in harter Münze. Ich gedenke mich nämlich nächstens zu verheiraten und dann würde ich mich gleich hier ansiedeln.“

Mit weitauferissenen Augen starrte der Bauer seinen Knecht an, um endlich hervorzustoßen: „Was? Du willst meinen Hof kaufen? Und für nur fünftausend lumpige Fränklein? Ich bezahlte seinerzeit achtzehntausend dafür, merke dir das. Und dabei hatte das Geld dazumal noch mehr Kaufwert. Und dann das Gespenst? Glauben du und deine Zukünftige das aushalten zu können?“

„Das ist eine Sache der Gewohnheit“, replizierte der Knecht. Und hierauf bearbeitete er seinen bisherigen Meister derart und so lange, bis sich dieser tatsächlich mit dem lächerlich niedrigen Verkaufspreis einverstanden erklärte.

Nach Monatsfrist zog der Bauer mit Rindern und Mäheln aus dem Tal, und der bisherige Knecht setzte sich mit seiner frisch angetrauten Frau in den verlassenen Hof.

Dem neuen Besitzer schien aber auch nicht besonderes Glück blühen zu wollen. Seine fürs Land etwas zu zarte Gattin starb ihm schon im ersten Wochenbett samt dem Kindlein. Und eines Tages beim Holzen zerschmetterte ein mächtiger stürzender Kastanienbaum ihm selber das rechte Bein. Eine Amputation desselben wollte er aber um keinen Preis geschehen lassen. „Lieber sterben, denn als Krüppel weiter vegetieren“, war sein endgültiger Bescheid an den Arzt im Bezirkskrankenhaus. Darauf brachte ihn eine schwere Infektion aufs letzte irdische Lager.

Als sein unvermeidliches Ende nahte, verlangte er einen Notar zur Abfassung des Testaments. Und daraufhin einen Geistlichen. Diesem schien er etwas ganz Absonderliches anvertraut zu haben ... Item, derselbe begab sich nach dem Tode des Verunglückten in Begleitung von zwei Amtspersonen nach dem einsamen Bauerngute. In dem auf dem Estrich befindlichen Taubenstich eingebaut fanden die Herren einen blechernen „Follen“, wie die konisch geformten, ein-

fachen Milchseihapparate in der deutschen Schweiz genannt werden. Das breitere Ende dieses Gegenstandes war gegen außen, ins Freie gerichtet — und zwar auf der Wetterluftseite des Hauses — während in die enge innere Oeffnung recht geschickt eine der vernickelten Trillerpfeifen eingebaut war, wie sie im Bahn- und Militärdienst Verwendung finden. Die „Gespenstergeschichte“ lag nun klar da: Der durch die weite Follenoöffnung hereinblasende Wind hatte jeweilen die Pfeife je nach seiner Stärke zu lauterem oder leiserem Tönen gebracht.

Der damalige Knecht und spätere Besitzer hatte diese „Geistereinrichtung“ installiert, um den Bauern zu vertreiben und gleichzeitig den Kaufpreis möglichst herabzudrücken ...

Aus dem noch gleichen Tages geöffneten Testamente ging hervor, daß als Sühne der auf so unlautere Weise erworbene Hof samt und sonders seinem früheren Besitzer Carlo Pezzoli vermacht werde ...

Der lektete siedelte sich schon nach wenigen Wochen auf seinem einstigen, nunmehr völlig „entgeisterten“ Hofe an ...

Die Trillerpfeife diente fortan dem jüngsten Sprößling als willkommenes Bubenpielzeug. Und hörte man dann und wann sonst auf dem Hofe herum pfeifen, so war's eine fröhliche Melodie aus dem Munde des Bauern oder eines seiner strammen Söhne.

Und die Leute haben auch jetzt, nach mehr als fünfzehn Jahren, noch allen Grund zum Zufriedensein, denn es geht ihnen in jeder Beziehung gut. Das einzige, was sie manchmal einen bitteren Wermuthstropfen in ihrem selbstgezogenen Mostrano verspüren läßt, ist der Gedanke, daß die selige Mutter an ihrem nunmehrigen Glücke nicht mehr teilnehmen kann.

Seit jenen Geschehnissen heißt Signor Carlo Pezzolis Liegenschaft im Volksmund „Casischio“, d. h. Pfeiferhof.

Und der mir letzte Woche das Ganze erzählte, ist der alte Bauer „Sciur Carl Bizzul“, wie er im hiesigen Dialekte genannt wird, selber.

Vor zwanzig Jahren ...

(Ein Brief.)

Lieber, alter Freund!

Heute ist mir, beim Aufstöbern alter Brieffschaften, ein seit zehn Jahren nicht mehr gesehenes Bild unserer gemeinsamen Grenzbesetzung unter die Augen gekommen. Du weißt, ja, wir waren damals junge Auszügler-Milizen, noch unbeschwert von den großen Sorgen dieses Lebens und dem tiefen, zehrenden Leid der Enttäuschung.

Wie ich das Bild unserer strammen Kompagnie lange sinnend betrachtete, schrumpft in meiner Erinnerung die Vergangenheit so sehr zusammen, daß es mir vorkommt, Du und ich und unsere Kameraden alle seien erst kürzlich in Reih' und Glied gestanden. Ist es möglich — und doch sind schon zwanzig Jahre über diese Zeit weggegangen!

Weißt Du noch, wie oft wir damals, bei beginnender „Kriegs“müdigkeit, zu erraten versucht haben, wie es nach zehn, zwanzig Jahren sein werde? Anno 1918 war unsere Verdrossenheit, die bohrende innere Wut über das „Nicht-aufhörenwollen“ der Schlächtere „da draußen“ so groß, unsere Sehnsucht nach den wieder geordneten Verhältnissen so brennend, daß wir alle jederzeit einen Eid darauf schwören wollten, nach diesem letzten aller Kriege werde auf Erden endlich ewiger Friede sein, die abgeschlachtete und verblutete Menschheit den Weg ins „Paradies auf Erden“ antreten.

Und heute? — Heute, nach zwanzig Jahren von Leid und Sorgen, bitteren Erfahrungen und wehen Enttäuschungen, denke ich oft mit leiser Wehmut an jene Zeit zurück, die die